

Sprechstunde bei Dr. med. Politicus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sprechstunde bei Dr. med. Politicus

Die junge Mutter, die unlängst ohne Wissen ihres Mannes in meine Sprechstunde kam, werde ich nicht so rasch vergessen. Häßig war sie, wie ein erwachsen gewordenen Ankermeitschi. Und dann erst noch aus dem Emmental. Sie sprach beinahe wie Gotthelf schrieb. Das gibt es also noch ...

Ihre Seele war verletzt.

Sie lebt seit einem Jahr in Zürich mit ihrem lieben Mann, einem Genfer, und den zwei Kinderchen. Das Ereignis, das die junge Mutter an den Rand des nervlichen Zusammenbruchs führte: Die Kinderlein haben vor wenigen Monaten plötzlich, ohne jede böse Vorankündigung, angefangen, Züritütsch zu reden. Es sei fast über Nacht gekommen. Und nun springen in ihrem Heim zwei muntere Wesen herum, die ... «Denken Sie doch, mein eigen Fleisch und Blut», schluchzte sie (ich übersetze), «alles hätte ich ertragen, aber das ...»

Was habe ich nicht alles versucht! Es sei überheblich, sagte ich, Heimatliebe so eng zu begrenzen wie sie dies tue, für Zürcherohren sei just das Bärndütsch eine Halskrankheit, oder nöd, auf den inneren Wert des Menschen komme es an, nicht auf die Art und Weise, wie er unser Alphabet akustisch auswertet. «Scho rächt», erwiderte sie, aber es seien so liebe, liebe Emmentalerli, und dann erst noch aus dem Obertal, wüßter, wo so richtige, urchige, häßige ...

Mit meinem Appell an mehr Gerechtigkeitssinn gegenüber Miteidgenossen an der Limmat hatte ich keinen Erfolg. Ich versuchte es anders. Ich bewies ihr, daß der bernische Superioritätskomplex samt antizürcher Gefühlen eine alte Krankheit sei. Ob sie das Berner Münster schon einmal genau angesehen habe? «Machen Sie mit Ihren Kinderchen einmal einen

Spaziergang dorthin —: ein halbes Dutzend Mal, ungefähr, werden Sie dort das Berner Wappentier entdecken, und jedesmal haben die tonners Handwerker es in den Himmel eingeschmuggelt; wenn Sie aber die Hölle ebenso genau durchforschen, dann entdecken Sie dort etwas ähnliches wie das ... Zürcher Wappen.» Also: Schon immer so gewesen, in allerchristlichster Nächstenliebe, und sie brauche sich auf ihre Krankheit überhaupt nichts einzubilden. (Diesen Verdacht hatte ich nämlich. Man jammert über das Uebel und ist doch stolz darauf, es zu haben. Als selber Aemmitaler kann ich das verstehen.)

Meine Patientin war beeindruckt, aber keineswegs geheilt. Hatte ich irgendetwas falsch gemacht? Ich bat sie, nochmals vorbeizukommen und empfahl ihr für die Zwischenzeit vor allem Nachsicht gegenüber den Kleinen, denn die können ja nichts dafür. Sie versprach es. Ich deutete auch die Möglichkeit an, daß ihr Gemahl seine Vermittlerdienste anbieten könnte. Und dann verordnete ich ihr mit unleserlicher Schrift ein harmloses Schlafmittel. Da sie kein Stimmrecht hat, schien mir dieses Rezept ihrem Zustand angepaßt.

Anfangs dieser Woche kam sie ein zweites Mal in meine Sprechstunde. Ich hatte mich geistig darauf vorbereitet und empfang sie diesmal ohne Tiefenpsychologie; dafür mit einem strahlenden Lächeln, als wäre sie mein Schulschatz:

«Wir haben's, liebe Frau Krähenbüehl, Ihre Krankheit ist gar keine. Danken Sie Gott, daß Sie sie haben, freuen Sie sich ob Ihrer zahllosen Leidensgenossen von eh und je: Euch nämlich verdanken wir unsere geliebte schweizerische Eidgenossenschaft.»

Sie beaugapfelte mich, als sei ich der Waldau* / dem Burghölzli*

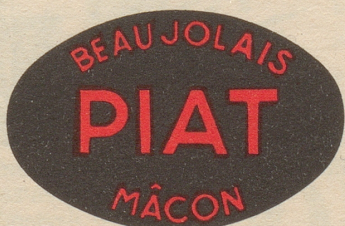


(*Fußnote: Nichtpassendes streichen) entsprungen. Aber ich nickte bestätigend und ergänzte nach einer wirkungsvollen Pause:

«Das ist so, verehrte Frau Krähenbüehl: Wenn die lieben Berner nicht emotionale Antizürcher wären, und umgekehrt die Zürcher nicht Antiberner und etzetera, wenn es diese Vorbehalte von Kantönli zu Kantönli nicht von Urbeginn an gegeben hätte, dann hätten wir immer noch oder schon wieder einen zentralen Einheitsstaat. Man würde bimeid das Gespenst des

ollen Napoleon noch heute in der schweizerischen Staatsverwaltung herumspuken sehen.»

Ich übertrieb mein Lob des Emmentalers, ohne an Käse zu denken, und pries so poetisch wie möglich ihr kleines, reizendes Vorurteil vom bestmöglichen aller Vaterländer und vom bestmöglichen aller Dialekte. Als ich meine Patientin entließ, fing sie gerade an, aufrecht zu leiden. Das Weitere ist eine Frage der Konstitution — also, bei einer aus dem Emmental ... keine Frage. Dr. Politicus



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel

